

(Nachdruck verboten.)

85]

Der Manksmann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

XII.

Sie war schwach und angegriffen, und als sie sich zugebedeckt hatte, schlief sie sofort wieder ein. Im Schlafe schallte ihr fortwährend ein sinnloses Stimmengewirr in den Ohren, und ihre eigene Stimme verfolgte sie unablässig. Als sie wieder erwachte, war es heller Morgen, und der Geruch von gesottenem Stoddsisch erfüllte das Haus. Daraus erkannte sie, daß es ein neuer Tag war und die Stunde des ersten Frühstücks. Sie hörte das Klirren der Laffen auf dem Küchensisch, den Schritt ihres Vaters, der aus der Mühle zurückkam, und die herzenseufende Stimme Petes, der von den Veränderungen auf der Insel seit seinem Weggehen sprach. Neue Häuser, Spaziergänge, eiserne Pfeiler und Hafendämme, Leiche und Türme — wundervoll, außerordentlich, „phänomenal“.

„Aber die Burschen — wo sind denn all die manksischen Burschen?“ sagte Pete. „Alle wie ein Zug Vögel nach Australien, nach Cleveland, nach dem Kap und ich weiß nicht wohin gegangen? Kein manksisches Haus, das nicht einen Jungen in der Ferne hätte. Und die Häuser selbst — wo sind denn die alten Häuser und Gärten hin? Alles niedergedrissen und gefällt oder mit Brettern vernagelt. Und die Boote, wo sind denn die Boote? Sie liegen und faulen auf dem Strande im Hafen.“

Grannies Tritt kam jetzt in die Küche und Petes laute Stimme ward zum Flüsterton.

„Wie geht es ihr diesen Morgen, Mutter?“

„Sie schlief sanft und ruhig, als ich herunterging.“

„Werde ich sie heute sehen können, wie?“ fragte Pete.

„Ich weiß es wahrhaftig nicht, doch will ich fragen,“ antwortete Grannie.

„Sie sind ein Engel, Grannie,“ rief Pete. „Ein regelrechter, alter Erzengel.“

Käthe wurde von einer neuen Furcht durchschauert. Es war klar, daß in den Augen ihrer Leute die alten Beziehungen zu Pete fortbestanden. Jedermann erwartete, daß Pete sie heiraten würde; alle schienen eifrig bemüht, diese Heirat zu beschleunigen.

Grannie kam mit dem Frühstück herauf, schlug den Vorhang zurück und öffnete das Fenster.

„Nancy will das Zimmer ein wenig aufräumen,“ sagte sie schmeichelnd, „und dann würde ich mich nicht wundern, wenn Du nach Pete schicktest.“

Käthe stieß einen Schrei des Schreckens aus.

„Ach, das macht nichts, wenn ein Mädchen krank ist,“ beschwichtigte Grannie, „besonders bei ihrem Verlobten.“

Käthe versuchte Einspruch zu erheben; es fehlte ihr aber an Mut. Sie sagte nur: „Noch nicht, Mutter. Ich bin noch nicht stark genug, ihn zu sehen.“

„Sage nichts mehr darüber. Heute gewiß nicht — morgen vielleicht,“ sagte Grannie, und Käthe ergriff sie beim Wort und antwortete eifrig:

„Ja, mag sein, morgen, Mutter, morgen vielleicht.“

Am Vormittag war Philipp wieder gekommen. Käthe hörte, wie sein Pferd aus der Richtung von Peel herantrabte. Er hielt an der Vorhalle, stieg aber nicht ab und Grannie ging zu ihm hinaus.

„Ich will heute nicht hereinkommen, Mrs. Cregeen,“ sagte er. „Geht es mit der Besserung vorwärts?“

„So gut wie möglich,“ versicherte Grannie.

Käthe schlüpfte aus dem Bett, stahl sich ans Fenster, verbarag sich hinter den Vorhängen und lauschte gespannt.

„Was für ein Segen, daß alles so gut geht,“ sagte er. Käthe konnte ihn atmen hören. „Ist Pete zu Hause?“

„Nein, er ist nach Ramsey gegangen,“ sagte Grannie. „Vielleicht begegnen Sie ihm, wenn Sie nach Ballure hinaufreiten.“

„Ich muß in Geschäften zurück,“ sagte Philipp, und das Pferd drehte sich auf der Straße im Kreise herum.

„Sind Sie nur deshalb von Douglas hierher geritten?“

fragte Grannie, und Philipp antwortete mit offener Verlegenheit.

„Ich war in Sorge. Welcher Gefahr ist sie glücklich entronnen! Ich konnte verwichene Nacht kaum schlafen, so viel mußte ich daran denken.“

Käthe drückte sich mit der Hand die Kehle zu, um den Schrei zurückzuhalten, der sich herbordrängte. Dann hörte sie wieder die schwere, tiefe Stimme der Mutter:

„Gottes Segen, Herr Philipp —“ begann sie; doch jedes weitere Wort wurde von dem Stampfen des Pferdes übertönt, das im Galopp davonjagte.

Käthe horchte, auf den Knien liegend, bis der letzte Fußschlag in der Ferne verklungen war, stahl sich zurück in ihr Bett und zog sich wieder die Decke über den Kopf, doch mit einem Sturm ganz anderer Gefühle. „Er liebt mich,“ sagte sie zu sich selbst mit bebendem Herzen, „er liebt mich — er liebt mich noch immer! Und er kann und wird nicht zugeben, daß ich je einen andern heirate.“

Sie fühlte sich jetzt außerordentlich erleichtert und glaubte plötzlich genügende Kraft zu haben, Pete zu sehen. Es kam ihr sogar der Gedanke, ihn gleich rufen zu lassen, als einen ersten Schritt, um das Gefühl zu verschleichen, daß die alten Beziehungen unverändert wären. Sie wollte ruhig und kalt bleiben, wollte durch ihr Betragen zu erkennen geben, daß eine Verbindung mit Pete unmöglich wäre; sie wollte es ihm mild und vorsichtig eröffnen.

Pete kam auf Nancys Ruf wie ein Blitz. Käthe hörte ihn auf der Treppe mit Nancy flüstern und schwer atmen. Nancy suchte seine Aufregung zu dämpfen und arbeitete an ihm herum, um ihn „präsentabel“ zu machen.

„Hier,“ raunte Nancy ihm zu, „nehmen Sie den Kamm und kämmen Sie sich die Haare, sie sind ganz rufschelig. Und hören Sie — Sie wissen, daß Sie ruhig sein müssen. Versprechen Sie mir, ruhig zu sein. Sie ist schwach und herunter und nervös — also nicht geküßt. Verstehen Sie wohl? Nicht geküßt!“

„Ach, das Küssen macht keinen Lärm, der der Rede wert wäre, Mädchen,“ flüsterte Pete und war schon im Zimmer.

Käthe sah ihn kommen, eine hohe, dunkle Gestalt, die zwischen ihr und der Thüre stand. Er sprach anfangs nicht, sondern glitt nur auf den Stuhl zu Füßen des Bettes nieder, bescheiden, demütig und ehrerbietig, als sei er in ein Heiligtum getreten. Seine Hand lag auf dem Knie, und sie bemerkte, daß das Handgelenk behaart und mit den drei Beinen der Insel Man tätowiert war.

„Bist Du es, Pete?“ fragte sie, und er sagte leise, fast flüsternd, als ob er voll heiliger Scheu zu sich selber spräche:

„Es ist ihre Stimme, wie ich sie fünf Jahre lang im Traum gehört habe.“

Er blickte eine Weile verlegen um sich, blieb mit seinen von Thränen erfüllten Augen auf Nancy haften, als hätte er nicht übel Lust, laut aufzuschluchzen, wagte es jedoch nicht, aus Furcht, Lärm zu machen; dann drehte er sich auf seinem Stuhle um und schien im Begriff, die Flucht zu ergreifen. Da aber pflanzte sein Hund, der ihm in die Stube gefolgt war, die Vorderpfoten auf die Bettdecke und sah Käthe unverschämt ins Gesicht.

„Ausch, Dampfster, Lusch!“ rief Pete; durch den Klang seiner Stimme schien das Eis gebrochen, und Pete war wieder er selbst.

„Ist das Dein Hund, Pete?“ fragte Käthe.

„O nein,“ erwiderte er, „ich bin nur sein Knecht. Er macht mit mir, was er will. Er hat mich in Kimberley aufgefunden und mich heimgebracht.“

„Ist er schon alt?“

„Alt — sagt Du? Er ist der letzte Sproß einer ausgestorbenen Hunderrasse und thut, als ob er die ganze Welt erben würde.“

Sie fühlte, wie Petes schwarze, glänzende Augen auf ihr ruhten.

„Gott steh mir bei, Kitty, was für ein Prachtmädel Du geworden bist.“

„Bin ich so sehr verändert?“

„Verändert!“ rief er. „Meiner Treu! Weißt Du noch,

was für ein hübsches, kleines Ding Du warst, als wir zusammen Fischer spielten am Hafen von Cornaa — erinnerst Du Dich? Der alte Fischkasten, der auf nem Block rollte, war unser Boot auf der See; Du hieltst einen abgebrochenen Besenstiel als Mast am Tau, und ich stieß mit der Kartoffelhacke in den Grund und gebrauchte sie erst am Backbord, dann am Steuerbord, als Steuer und Ruder oder als Ruder bei Ebbe und Flut. „Verdammt stürmischer Wetter, Kapitän.“ — „Ja, ja, Frau, ungemein hohe See.“ — Ach, Kitty, erinnerst Du Dich?“

Kätthe gab sich Mühe, ein wenig zu lachen, und sagte, wie viel Zeit seitdem doch vergangen wäre. Aber Pete, der einmal im Zuge war, lachte laut auf, schlug sich schallend aufs Knie und schwagte weiter.

„Dann bei der Mühle oben — kannst Du Dich darauf besinnen? — Du stemmtest den Arm auf Deine kleine Hüfte, ein Jagddeckel war Dein Blumenkorb, und riefst: „Wer kauft Veilchen, frische Veilchen!“ Er machte hier ihren silberhellen Diskant mit seinem kräftigen Bariton nach und brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Und dann ich, Mädchen, siehst Du mich noch? — Wie ich, mit der Thüre des Schweinekobens als Fischbrett, gellend „Matrelen“ schrie, „Feine Matrelen! Frische Matrelen, so dick und fett wie ein Bischof — Matrelen, Matrelen!“ Ach, Kitty, Kitty! Die guten alten vergangenen Zeiten! Ach, wie sich nun alles verändert hat! Ob ich Dich erkannt habe, fragst Du? — Dich erkannt — als ich Dich oben in der Schlucht fand? Frage lieber, ob ich wußte, daß ich am Leben war, daß der Wind damals heulte — daß mir der Kopf wie ein Kompaß im Kreise herumging, und das Herz in mir hämmerte mit hundertundfünfundzwanzig Pfund Gewicht auf den Quadratfuß, und daß ich Dich küßte und küßte, als Du bewußtlos da lagst und ich Dich aufhob und mir Deine schlaff herabhängenden Arme um den Nacken schlang und Dich fort trug aus dem alten schmutzigen Trümmerhaus, das Dein Tod zu werden drohte. Das war mein erstes Werk nach der Heimkehr hier auf der Insel. — Aber um Gottes willen, Kitty, was hab' ich gethan?“

Kätthe war auf das Kissen zurückgesunken und schluchzte, als ob ihr das Herz brechen sollte; sofort drang Nancy auf Pete mit lauten Vorwürfen ein, packte ihn bei den Schultern und seinen Hund am Nacken beim Felle und schob beide zur Thüre hinaus.

„Hinaus!“ schrie sie. „Sagt' ich Euch nicht, Ihr solltet ruhig sein, Ihr großer Einfaltspinsel, und keinen Unsinn schwätzen. Ihr sollt mir nur wieder kommen!“

Betreten, beschämt, gedemüthigt und auf einmal ganz ruhig ging Pete langsam die Treppe hinunter.

XIII.

In der darauffolgenden Nacht hörte Kätthe den Vater und die Mutter noch spät, als sie zu Bette gingen, mit einander sprechen. Cäsar sagte:

„Ich habe ihm angedeutet, wo ein gutes Haus zu haben ist, und er ging diesen Morgen nach Ramsay, um es zu besichtigen.“

„Aber, du lieber Gott, Vater,“ antwortete Grannie, „Pete ist erst kommenden Sonnabend eine Woche hier . . .“

„Der junge Mann brennt auf die Hochzeit,“ sagte Cäsar, „und er hat Geld, und „Vorbedacht hat Rat gebracht.“

„Aber das Mädchen ist noch nicht stark genug, wahrhaftig nicht,“ eiferte Grannie.

„Wenn sie auch schwach ist,“ warf Cäsar ein, „wird sie doch Kraft genug haben, um Ja zu sagen, und nachher kann sie sich zur Genesung so viel Zeit nehmen als sie will.“

Kätthe zitterte vor Furcht. Die Angelegenheit ihrer Heirat mit Pete ging ohne sie vorwärts. Eine übernatürliche Macht schien die Sache zu beschleunigen. Niemand fragte sie, ob sie wollte; niemand zweifelte daran. Es wurde für ausgemacht angesehen, daß die alten Beziehungen fortbeständen. Sobald sie nur wieder auf den Füßen war, sollte sie Pete heiraten. Pete selbst erwartete es, weil er ihr Versprechen zu haben glaubte; ihre Mutter, weil sie es immer für eine ausgemachte Sache angesehen; ihr Vater, weil Petes Wohlstand ihm eine ganz neue Ansicht über seine Frömmigkeit und Herkunft beigebracht hatte und auch Nancy Joe erwartete es, wenn auch nur, weil sie noch immer den dunklen Schatten Roß Christians fürchtete, ihr alles Schreckgespenst. Es gab nur ein einziges Mittel, alle diese Erwartungen niederzuschlagen — nämlich sich offen auszusprechen. Wie aber konnte das Mädchen das thun? Was sollte sie sagen?

Rätthe gab vor, immer noch krank zu sein. Drei Tage lang lag sie noch in ihrem Bette, wie ein gehehelter Wolf in seiner Höhle, aus bloßer Furcht vor den Folgen, wenn sie's verließ. Der vierte Tag war Sonntag. Es war früh und die Glocken der Kirche läuteten. Cäsar hatte aus seiner Schlafkammer nach jemand gerufen, der ihm die Schleife binden sollte, und dann nach jemand, um ihm die schwarzen Handschuhe zuzuknöpfen. Er war endlich fortgeeilt, den Leuten folgend, die zur Kapelle hinüber gingen.

Die erste Hymne war schon angestimmt; ihre traurigen Töne klangen bis in die Mühle hinein. Kätthe hatte sich im Bett ausgerichtet, das Fenster ihres Stübchens stand offen. Neben dem schläfrig dahinsiehenden Gesang unterschied sie plötzlich den Hufschlag eines Pferdes auf der Straße. Er hörte ganz in der Nähe auf und wurde dann wieder vernehmbar, zugleich mit denselben zwei Stimmen, wie das vorige Mal.

Pete sprach mit großem Eifer. „Viel Raum in dem Hause, genug und übergenuß,“ sagte er. „Es hat ein Schieferdach und daneben steht eine alte Lanne; hinter dem Gerichtshaus am Hedenweg nach Cloughbane liegt's, man nennt's das Ulmenhaus. Trocken wie ein Knochen, und rein wie ein Mörenflügel. Man könnte sich mit dem Rücken an die Mauern lehnen und vom Fußboden essen. Wasser, so klar wie Wachholderbranntwein und überall hingeleitet. Ich habe die Kajüte der Insel Mona zu einem Sommerhause im Garten gekauft, auch eine Gallionsfigur für die Vorhalle; nun fehlt mir nur noch ein Anker draußen am Thor. Ich will alles für sie so hübsch wie möglich machen.“

Eine kurze Stille folgte, während welcher man nur den Tritt des Pferdes hörte; dann sagte Philipp mit unsicherer Stimme: „Aber hast Du denn so große Eile, Pete?“

„Rasch gefreit, hat niemand gereut, und unser Freien hat lange genug gedauert,“ sagte Pete. Sie waren jetzt an die Vorhalle gekommen und Petes Lachen drang zum Fenster herein.

„Doch bedenke, wie schwach sie noch ist. Nicht wahr, sie ist noch gar nicht wieder aufgestanden?“

„Nun ja, natürlich, gewiß,“ sagte Pete mit gefesterem Ton, „wenn das Mädchen noch nicht kräftig genug ist . . .“

„Es kommt doch gar zu plötzlich,“ fuhr Philipp fort.

„Hat sie . . . hat sie denn eingewilligt?“

„Nicht geradezu eingewilligt,“ meinte Pete zögernd; Philipp fiel ihm rasch ins Wort und sagte eifrig, ja hitzig:

„Sie kann es auch nicht. Ich bin sicher, sie kann's nicht.“

Eine neue Stille entstand, die nur durch das ungeduldige Scharren des Pferdes unterbrochen wurde; dann sagte Philipp ruhiger: „Jedenfalls sollte Dr. Mylechreest sie erst einmal sehen.“

„Die Wiese raubekahl abzumähen ist nicht nach meinem Sinn,“ sagte Pete mit kläglichem Stimme; aber Kätthe hörte nichts weiter.

Ein neuer Gedanke stieg in ihr auf und machte sie zittern. Es war bis jetzt nur ein leiser Antrieb, den sie zunächst zu unterdrücken suchte. Doch er kam wieder und zwang sich ihr auf; er bemächtigte sich ihrer, und sie konnte nicht widerstehen.

Um das Schicksal, das sie verfolgte, zu überwinden, galt es, Philipp zu bewegen, sich auszusprechen. Wollte sie die Heirat mit Pete verhindern, so mußte sie Philipp zwingen, sie zu heiraten. Er glaubte jetzt, daß sie nie einwilligen würde, Petes Frau zu werden — wie aber, wenn man ihn glauben machte, sie hätte eingewilligt? War das nicht das beste Mittel, über Philipp zu siegen, die beste Art, ihn zu strafen?

Er würde ihr nicht die Schuld beimessen, sondern den Zufall und das Schicksal anklagen oder glauben, daß ihre Leute sie zu der Heirat zwängen. Er wußte ja, daß sie sich nicht weigern durfte, weil sie nicht sprechen konnte. So mußte er annehmen, sie gäbe wider ihren Willen nach, trotz ihrer Liebe, und ganz gegen ihre Absicht. Er würde in ihr nur eine Märtyrerin, ein Opfer erblicken.

Es war ein kleiner Betrug — doch er sah so harmlos, so unschuldig aus, fast spaßhaft, ja lächerlich; und Kätthe war ein Weib, sie konnte sich das gestatten. Die Liebe würde ihre Entschuldigung sein und ihr Verzeihung sichern. Sie hatte Philipp selbst vergeblich angerufen. Jetzt wollte sie scheinbar den alten Beziehungen ihr Recht einräumen. Sie hatte dabei so wenig zu thun, und der Erfolg war so sicher. Von Eifersucht und Angst getrieben würde sich Philipp erklären und Anspruch auf sie erheben.

(Fortsetzung folgt.)

Aleines Feuilleton.

10. **Der Lichtdurst der Blüten.** Licht und Wärme sind die Herrscher und Ernährer im Reich des Lebens. Von der niedrigsten Pflanze bis zum Menschen wird die Lösung der Frage, wie das einzelne Wesen in seiner Versorgung zu Licht und Wärme gestellt ist, von entscheidender Bedeutung für seine Entwicklung und sein Ergehen. Die meisten Tiere haben vermöge ihrer Bewegungsfreiheit die Fähigkeit, das Licht selbst aufzusuchen, nicht so die Pflanzen. Sie sind an ihren Standort gebunden und können nur durch die Bewegung ihrer verschiedenen Teile eine möglichst günstige Stellung zu den vom Himmel kommenden Lichtstrahlen gewinnen. Man möchte bei oberflächlichem Nachdenken vielleicht meinen, daß die Pflanzen das Lichtbedürfnis, das sich besonders bei Blättern und Blüten äußert, am besten und ausschließlich dadurch befriedigen können, daß sie diese Organe mit der breitesten Fläche möglichst immer der Sonne zukehren. So einfach aber vollzieht sich der Vorgang nicht. Wie Professor Wiesner in Wien nachgewiesen hat, erschöpft der bekannte Begriff des Heliotropismus der Blüten, d. h. ihre Eigenschaft, sich der Sonne zuzukehren, das Wesen der Erscheinung nicht, vielmehr besteht eine große Mannigfaltigkeit von Ursachen, durch die die Blüten zur Einnahme einer bestimmten zweckmäßigen Stellung zum Licht veranlaßt werden. Wiesner unterscheidet unter allen Blüten nach dem Ausdruck, den ihr Lichtdurst in ihrer Stellung findet, zunächst zwei Gruppen, die er als photometrische und aphotometrische Blüten bezeichnet. Die photometrischen Blüten sind solche, die dazu im Stande sind, infolge der Einwirkung des Lichtes Bewegungen auszuführen und somit ihre Stellung zu den Lichtstrahlen günstig zu regeln. Die aphotometrischen Blüten stehen im Gegensatz dazu, sie besitzen also diese Fähigkeit nicht. Dennoch können auch die Blüten der zweiten Gruppe eine ganz bestimmte Stellung annehmen, diese wird dann aber nicht durch den Einfluß des Lichts, sondern durch andre Kräfte bestimmt, und zwar namentlich durch die Schwerkraft. Wenn man eine Blütenpflanze betrachtet, so wird man in den meisten Fällen auch dann eine Wirkung des Lichts deutlich wahrnehmen können, wenn sie sich in der Stellung der einzelnen Blüte nicht ausprägt.

Es ist ja eine ganz bekannte Thatsache, daß sich ein Gewächs nach der Seite hin, von der es das meiste Licht empfängt, stärker entwickelt. Die kräftigsten Zweige der Bäume, das üppigste Laubwachstum wird immer mehr nach Süden gerichtet sein als nach Norden oder, wenn die Pflanze nicht frei steht, nach derjenigen Seite, von der aus sie am wenigsten beschattet ist. Auch die Blüten entwickeln sich auf dieser Seite zahlreicher und gesünder. Wenn man beispielsweise ein Exemplar des Alpenhahnenkamms (Rhinanthus alpinus) einer einseitigen Beleuchtung aussetzt, so entwickeln sich nur auf der belichteten Hälfte der Pflanze gesunde Blüten, während die Knospen auf der Schattenseite sämtlich verkümmern. Auch für diese Erscheinung hat die Wissenschaft einen besonderen Namen schaffen müssen, als welchen Wiesner den bezeichneten Ausdruck Phototropie vorgeschlagen hat. Bei den phototropischen Pflanzen haben die Blüten an sich also nicht die Fähigkeit, das Licht zu suchen, infolge dessen müssen diejenigen Blütenanlagen, die bei der Lichtverteilung schlecht fortkommen, zu Grunde gehen. Diese Pflanzen müssen eben damit zufrieden sein, wenn sie auf einem Teil ihrer Stiele oder Zweige Blüten zur Entwicklung und Befruchtung bringen können, und sie unterstützen diesen Vorgang dadurch, daß sich alle ihre Gewebe und einzelnen Organe nach der stärker beleuchteten Seite hin kräftiger ausbilden. Besonders merkwürdige Verhältnisse bieten diejenigen Blüten dar, deren Stellung zum Licht nicht durch dieses selbst, sondern durch die Einwirkung der Schwerkraft bedingt wird. Sie stehen unter dem Befehl der Schwerkraft nämlich nur, so lange sie unbefruchtet sind, sinken aber in eine beliebige Lage abwärts, sobald die Befruchtung vollzogen ist. Eine solche Pflanze bietet zur Blütezeit einen wunderbaren Anblick, indem nämlich innerhalb eines Blütenstandes ein Teil der Blüten, also die noch unbefruchteten, nach oben gerichtet sind, während die Doffnung der übrigen, bereits befruchteten nach unten weist. Eine Erklärung dieses Zustandes liegt nicht fern. Die Befruchtung der Blüten vollzieht sich gewöhnlich unter Mitwirkung von Insekten, und die Schönsfarbigkeit und der Duft der Blüten dient ja eben hauptsächlich dazu, die Insekten anzulocken. Eine mit dem Kelch nach oben gewandte Blüte hat nun selbstverständlich mehr Aussicht, von Insekten bemerkt zu werden, als wenn sie die umgekehrte Stellung hätte. So ist es für die Pflanze zweckmäßig, wenn die Blüten durch die Schwerkraft nach oben gerichtet werden, falls derselbe Erfolg nicht durch das Licht selbst erzielt wird. Haben aber die Insekten ihre Arbeit gethan, ist die Blüte befruchtet, so fällt auch die Notwendigkeit dieser Blütenstellung fort, und nachher ist es kein Schaden für die Pflanze, wenn sich nunmehr die Blüthen Teile abwärts neigen; es ist viellecht sogar ein Vorteil für sie, indem dann die Samen mit größerer Sicherheit auf den Erdboden gelangen.

Am besten sind natürlich die Gewächse gestellt, die einen ganz freien Standort haben, wozu das Licht von allen Seiten zutreten kann. Es ist daher auch ganz begreiflich, daß sich bei solchen Pflanzen am seltensten besondere Einrichtungen finden, die den Blüten eine bestimmte Stellung zum Licht erteilen. Auch bei den Blättern ist das nicht mehr der Fall, sondern die ganze Pflanze kann ihren Lichtdurst stillen, ohne besondere Anstrengungen hierfür aufzuwenden. Licht-

sparsamkeit ist eben nur für solche Blätter und Blüten geboten, die von vornherein auf eine geringe Lichtzufuhr angewiesen sind. Die Fähigkeit, sich nach dem Licht zu bewegen, ist ein Behelf der Pflanze, um das spärliche Licht im höchstmöglichen Grade auszunutzen. Im allgemeinen kann man sagen, daß die dem Licht zugewandten Blütenstände eine Anpassung an einseitige Beleuchtung, die dichtblütigen, nach allen Seiten entwickelten dagegen eine Anpassung auf allseitige Beleuchtung darstellen; als Beispiel für die letztere Gruppe kann die Königskerze genannt werden.

Ungemein reizvoll sind nun ferner die verschiedenen Wege, auf denen die in der Bestrahlung stufenförmlich behandelte Pflanze die Ausnutzung des Lichts erzielt. In der Regel geschieht dies bei der Blüte dadurch, daß ihre Oeffnung senkrecht zu der des Lichts eingestellt wird. Diese Blüten werden von Wiesner Vorderlichtblumen genannt und im Gegensatz zu den Oberlichtblumen gesetzt. Zu den Oberlichtblumen gehören z. B. die meisten Vertreter der großen Familie der Schirmblätter (Umbelliferen). Sie wenden ihre Blütenstände stets dem Zenit zu, und in der That thun sie insofern ganz recht daran, als vom Zenit des Himmels die größte Lichtmenge kommt. Die Oberlichtblumen gelangen zu dieser Stellung namentlich durch den Einfluß der Schwerkraft, die den Blütenstengel in eine senkrechte Stellung bringt. Gerät eine derartige Pflanze durch irgend welchen Zufall in eine geneigte Lage, so besitzt sie die Fähigkeit, in unglaublich kurzer Zeit die senkrechte Stellung wieder herzustellen. Das bekannteste Beispiel einer Vorderlichtblume ist die Sonnenblume, deren Blüte mit der größten Fläche seitwärts gestellt ist. Solche Vorderlichtblumen wehren durch ihre Stellung die stärkste Beleuchtung geradezu ab, denn die Menge des verstreuten Tageslichts, das vom Zenit herkommt, ist mindestens doppelt so groß, gelegentlich aber, sogar in unsrer geographischen Breiten, bis zu viermal größer als das direkte Sonnenlicht.

Professor Wiesner kommt nun noch auf die Frage zu sprechen, ob es Blumen giebt, die sich täglich mit dem Lauf der Sonne drehen. Im eigentlichen Sinne ist die Frage zu verneinen. Die Drehung der Blüten, die thatsächlich erfolgt, wird nämlich nicht durch die direkten Sonnenstrahlen bestimmt, sondern ebenfalls durch das diffuse Tageslicht. Die Blumen folgen demnach nicht der Richtung der Sonne, sondern wenden sich immer nur nach einem hellen Stück des Himmels. Es kann freilich nicht als ausgeschlossen bezeichnet werden, daß es Blumen giebt, die dem täglichen Gang der Sonne nachgehen, aber wahrscheinlich ist es nicht. Dagegen gilt es als eine feststehende Thatsache, daß manche Pflanzen gegen die tagsüber sich vollziehende Schwankung in der Richtung der stärksten Beleuchtung höchst empfindlich sind. Junge Bienenpflanzen z. B. drehen sich im Verlauf von 12 Stunden allmählich um 180 Grad. Manche Gewächse, wie der Fingerhut oder Nachtelweizen, haben noch verschiedene besondere Einrichtungen zur zweckmäßigen Einstellung ihrer Blüten gegen das Licht, deren eingehende Erörterung jedoch zu weit führen würde. —

— **Wiener Namen für Brotformen.** In der „Wiener Abendpost“ veröffentlicht Dr. Nagl über die Bedeutung der Wiener Namen von Brotformen ein Feuilleton, dem wir folgendes entnehmen: *Kipfel*, das ist das getrimmte Gebäck, das aussteht wie die „Kipfe“ oder Stummleiste des Bauernvogens. *Bauzgerl*, ursprünglich *Bauzerln*, verkleinert von *Bauzn* oder *Bauze*. Das Gebäck ist ganz rund geformt und hat, während der Reife flach ist, oben eine Kerbe über seinen ganzen Durchmesser herab, so daß es leicht in zwei Teile gebrochen werden kann. *Baugen* heißt eine knollige Teigform, der *Buz'n* oder *Bog'n* des Apfels oder der Birne ist das Kernhaus, *Beuzel* ist eine Geschwulst, *Beule*. *Krapfen* (Pfanntuchen) kommt vom althochdeutschen *chrappan*, das *Hafen* bedeutet. Heute sind die *Krapfen* rund, ursprünglich waren sie aber getrimmt. Das Wort ist verwandt mit dem Worte „*Krampe*“. *Drehen* oder *Bregel* stammt wohl aus dem italienischen *bracciata*, *bracciata*. *Braccio* heißt der Arm, und die *Brege* hat die Gestalt, wie die Schultern mit den ineinandergeschlungenen Armen. *Gschradl*, eine Semmel aus derberem Mehl als das *Bauzgerl* mit auf der oberen Seite sich kreuzendem Längs- und Querschnitt, hat ihren Namen von „*Schrän*“, das bedeutet „in kleine Stücke gerissen werden, sich teilen“. Der *Weden* oder *Wed* bedeutet ursprünglich so viel als *Keil* und hat seinen Namen von seiner spigen Form. —

Musik.

Als am Sonnabend nach der erfolgsegneten Berliner Erstaufführung von Weingartners „*Drestes*“ die Sängler und der seelenvergügte Komponist und der Kapellmeister *Meichenberger* und der Ausführungsleiter (*Harlachner*) und der Maschinenheld (*Brandt*) ungezählte Male herborgerufen wurden, da mügte einer fehlen, der doch zu dem Ganzen das Schöpferische gegeben hätte. Der alte *Keschylos* ist nun ausgerechnet 2358 Jahre tot. Allein weder diese Jahresmenge, noch auch die Feinde und schlimmeren Freunde des Griechentums, noch auch die klebsüßige Lebenswürdigkeit der Weingartnerschen Musik konnten ihm etwas anhaben oder werden ihn etwas anhaben können, wenn nach wiederum 2358 oder nach 235 oder auch schon nach 23 Jahren in der Musikgeschichte die Leistung Weingartners als ein solides Werk kühl registriert sein wird. *Keschylos* ist es, der die griechische Tragödie und mit ihr wohl den Grundzug all dessen, was wir an hoch kultivierter Dramatik besitzen, aus ureigner Produktionskraft geschaffen hat. Eine seiner eigenartigsten Schöpfungen: die Gestalten der Erinyen (*Cumeniden* oder

Furien), der Rachegöttinnen, denen er den Schlüssel seiner „Dresfies“ Trilogie gewidmet hat, ist uns aus Schillers „Kranichen des Jphicus“ wohl bekannt; und wie dieser ihnen die Sprache vom Ende des 18. Jahrhunderts geliehen hat, so ließ ihnen Weingartner die Sprache vom Anfang des 20.

Der Dichterkomponist hat vor allem den glücklichen Griff gethan, die Sage von den Mördergeschickalen im Hause der Atiden zu Argos und ihre aeshyleische Fassung so frei und so frei zu behandeln, wie es eben für heute paßt. Archaisiert wird nicht. Es wird recht und schlecht weingartner. Der Text dieser neuen Trilogie ist kurzweg der Terztypus des modernen Musildramas, mit den Wagner'schen Vorwärtsführungen von Relativsätzen u. dgl. und vor allem der Versteilung nach Saiten. Die Musik ist uns in Grunde nichts neues mehr. Wir kennen ja Weingartners künstlerische Persönlichkeit aus einem Dirigieren, seinen Orchesterkompositionen, seinen Liedern. Virtuose Beherrschung der gegenwärtigen Mittel der Musik, individuell gefärbt durch eigenartige Sittlichkeit, Eleganz und Schwunghaftigkeit, die rühren, ohne tief zu greifen, Großartigigkeit ohne gewaltige Kraft, Vornehmheit ohne Originalität, schmeichelnde Melodik ohne Melodienfülle, Heroismus des Salons. Am markantesten und wirkungsvollsten ist seine Art, in allereinfachsten Intervallen zu sprechen. Vom Grundton zur Oktave und wieder herunter, dann ungezählte Quinten hinauf und hinab, für das Ohrschere die alten Aufschwünge zu einer Sert: so paßt Weingartners Musik gerade gut zu allem „Stilisierten“, namentlich zu hymnenartigen Chören, wie sie hier eine besondere Rolle spielen, einschließlich der verhältnismäßig wohl ergreifendsten Erbinnehöre. Jene elementaren getragenen Intervallgänge, wie wir sie z. B. aus dem Hauptthema von Weingartners D-moll-Quartett kennen, eröffnen herberragend wirkungsvoll den dritten Teil („Die Erinnen“), bis sie beim Auftreten Dresf's mit dem Deltaweg von einem Didel-Didiidi abgelöst werden, das uns wahrlich erspart bleiben könnte. Eine noch glattere Eleganz beherrscht den zweiten Teil („Das Totenopfer“) von Anbeginn an, eine Eleganz, die sich gleich dem Dirigieren Weingartners aufschwingt zu frapierenden Steigerungen, wie eine solche z. B. die Rede Elektras am Grab des Vaters auszeichnet. Bis dann wieder der Dresf's und andre den Mund voll Bozener Kompott nehmen. Im ersten Teil („Agamemnon“) sind die Chöre der Greise sehr geschickt gemacht und die visionären Gesänge der Kassandra (wohl der originellsten Gestalt des Textes) ergreifend durchgeführt. Und jedenfalls bitten wir, unsere Verwahrungen gegen ein Ueber-schätzen von Weingartners Produktivkraft ja nicht zu verwechseln mit dem Bedauern, das wir seit Jahren über so und so viele ungeliebte Premieren der oberen und der unteren Kunstschichten aussprechen mußten. Trotz allem haben wir es hier mit einem durchaus ersten und mindestens an künstlerischem Wollen reichen Werk zu thun, dessen Ignorierung unter den Linden wieder einmal den dortigen Geist charakterisiert.

Die schlicht-tüchtigen Stuttgarter haben sich mit der Durchführung des „Dresfies“ viel Ehre verdient, trotz mancher Detonierens und trotz der schwer mächternen Scenerierung der Unterwelt im dritten Teil, an der wohl auch die kurze Kroll-Wühne schuld ist. Was wir neulich monierten: die zahlreichen Stuttgarter Sängern eigene unfeine Vokalifizierung; dann der auch sonst häufige Mangel an echten Bassstimmen für tiefe Stellen in Männergesängen; endlich ein oder das andre Schreie in Sopranpartien — das alles störte nicht eben sehr. Gern nennen wir heute auch Namen. Max Gießwein, der Heldentenor, als Dresf's; der mehr lyrische Tenor Peter Müller als Vole (neulich als Hoffmann), dann die „tieferen“ Herren Emil Holm (Agamemnon, damals Crespel), Wilhelm Friede (Agisibos), Franz Schägler (Wächter, damals Spalangani), Julius Neudörffer und Felix Dedek (Chorführer, damals in den beiden dreifachen Figuren); endlich in stummer Rolle Gottfried Burgkaller (Phloides). Von den Frauen fiel besonders, wie neulich als Antonie, so jetzt als Kassandra Elisa Wiborg auf, ein hoher Sopran, wie er an Geschmeidigkeit und Schöne des Tones nicht so bald seines Gleichen findet. Besonders kräftig anders ist Ingeborg Zink (Klytaemnestra); ihre Stärke liegt in der ausdrucksvollen Klangfärbung der Worte je nach dem Inhalt; für ideale gesangstechnische Ansprüche flackert der Ton doch zu sehr. Etwas scharf, doch nicht unsympathisch ist die Stimme von Anna Sutter (Elektra, damals Giulietta). In gewichtigen kleineren Rollen (Kliffa und erste Eriny's, damals Erscheinung von Antonias Mutter), lernten wir die eine der Stuttgarter Hochdramatischen kennen, Helene Hieser; in andern Kleinrollen wirkte Johanna Schönbberger ebenfalls verdienstvoll; die Koloraturkneine Anna Reinisch war neulich als Olympia besser am Platz als jetzt in der Rolle der Athene, trug aber zu dem guten und allseits munteren Ende das Ihrige ebenfalls bei. Wozu noch der gut singende und agierende Chor nicht zu vergessen ist. — sz.

Geologisches.

— Ueber Ebbe und Flut der Grundwasser schreibt der „Frankfurter Zeitung“ ein Vergingeneur: Daß die Meere Ebbe und Flut haben, ist eine allgemein bekannte Erscheinung; wenig oder gar nicht bekannt dürfte aber sein, daß die Grundwasser, die man ja überall bei einer gewissen Tiefe antrifft, auch dies Verhalten zeigen. Ich war seiner Zeit, Mitte der siebziger Jahre, auf einer der bedeutendsten hessischen Tiefbaugruben genötigt, Tag und

Nacht ununterbrochen die Pumpen in Betrieb zu halten, und mußte demgemäß, um bei den starken Wasserhaltungskosten noch eine entsprechende Rentabilität zu erzielen, auch Tag und Nacht durcharbeiten lassen. Nun fand ich zu meinem Erstaunen, daß bei stets gleicher Hubzahl der Pumpen abends zwischen 8 und 9 Uhr der Wasserstand in der Sumpfstrecke immer um einige Fuß höher war als morgens um dieselbe Zeit; es mußte also zu dieser Tageszeit ein allgemeines Steigen beziehungsweise Fallen der Grundwasser eintreten. Bestätigt wurde mir diese Wahrnehmung noch durch einen andren Umstand, auf den ich durch den Uberglauben der Bergleute aufmerksam geworden war. Damals hatte ich etwa 1 Kilometer östlich von dem Hauptbetriebe einen Schurfschacht niedergebracht, von dem aus auch schon kurze Strecken im Lager aufgeföhren waren. Dieser Schacht hatte die Grundwasser noch nicht erreicht. Eines Abends weigerten sich die Arbeiter dort einzuföhren, weil, wie sie sagten, es in dem Schacht „spule“ und das immer zwischen 8 und 9 Uhr abends. Auf mein Befragen erfuhr ich, daß um diese Zeit sich dort immer ein Heulen und Pfeifen erhebe, das ähnlich laute, wie wenn der Wind durch enge Oeffnungen blase, etwa auch wie verstimme Orgelpfeifen. Ich ließ nun zu der angegebenen Zeit die Leute dort ausföhren und blieb mit dem Steiger allein im Schacht. Wirklich begann nach kurzer Zeit das beschriebene Heulen und Pfeifen, so daß wir uns ganz verdutzt ansahen und nicht wußten, was wir davon halten sollten, bis mir einfiel, daß diese unheimliche Musik durch die aufsteigenden Grundwasser verursacht werden mußte, die die darüber befindliche Luft der Stalkhöhlungen mit aller Gewalt durch die Klüfte drängen und ihr so einen Ausweg verschaffen. Diese Beobachtungen habe ich auf dem Oberrosbacher Bergwerk bei Friedberg gemacht. Als ich später bei Friedrichsdorf für einen dortigen Fabrikanten mehrere Schächte abtaufen ließ, um ihm die nötigen Betriebswasser zu schaffen, habe ich auch dort ein ähnliches Verhalten der Grundwasser beobachtet. Dem österreichischen Landesgeologen, Herrn Prof. Dr. Steiner in Prag, der sich damals in Homburg v. d. S. behufs Reussfassung der dortigen Quellen aufhielt, machte ich Mitteilung von dem Phänomen, worauf er mir mitteilte, daß ihm meine Beobachtungen hochinteressant seien, er könne sich dadurch das Verhalten der dortigen Elisabethenquelle erklären, die zu verschiedenen Tageszeiten einen veränderlichen Wasserstand zeige. Da sich die oben beschriebenen Vorgänge auf einem ausgedehnten Terrain abspielten, so wäre es mir interessant, zu erfahren, ob und wo Fachgenossen Ähnliches beobachtet haben, oder ob die Sache nur lokaler Natur ist. —

Humoristisches.

— Ein Unwiderstehlicher Herr: „Kein Weib kann der Gewalt meines Blickes widerstehen!“

Dame: „Ja, ich muß auch immer lachen, wenn Sie mich anschauen.“ —

— Liebe Nachbarn. Pfarrer: „Sag mir mal, Scpp, warum habt ihr mich nicht so lieb wie meinen Vorgänger?“

Bauer: „Jweg'n an Wetterbeten!“

Pfarrer: „Warum dem? Während meiner ganzen Amtszeit hattet ihr noch keinen Wettershaden.“

Bauer: „Dössel scho! Aber der olte Herr hot bö Wetter auf d' Nachbargmoa umibeten töma!“ —

(„Simplicissimus.“)

Notizen.

— Björnson hat ein neues, dreiaktiges Drama „Menschen“ vollendet. —

— Zwei einaktige Komödien von Robert Reinert, „Die Madonna“ und „Die Haarnadel“, sind für das Bunte Theater angenommen worden. —

— Das Deutsche Volkstheater in Wien will in der nächsten Saison Jbsen-Festspiele veranstalten. Die bedeutendsten Bühnen Oestreichs und Deutschlands sollen eingeladen werden, je ein hervorragendes Werk Jbsens aufzuführen. —

— Das Belle-Alliance-Theater bereitet die Auf-führung einer Anzahl Einakter von Kalisch vor. —

— Mit bemerkenswerter Fügigkeit hat eine Hamburger Verlagsfirma die Affaire Humbert-Crawford dramatisch ausgeschlachten lassen. In einem an die Bühnen versandten Rundschreiben wird der deutschen Uebersetzung eines französischen Lustspielfabrikats über den Hundertmillionen-Schwindel außer andren Vorzügen vornehmlich der nachgerühmt, daß diese klassische Leistung sicher das größte Kassenstück der Sommersaison sein werde. —

— Stelzners Märchenoper „Mübezahl“ hatte bei ihrer Erstaufführung im Dresdener Opernhause einen lauten, äußeren Erfolg. —

— G. Schweinfurth, der kürzlich wieder hier eingetroffen ist, brachte aus Afrika reiche archäologische und botanische Sammlungen mit, unter letzteren Blüten, Früchte und Blätter der in der nubischen Wüste streichweise vorkommenden Palme *Modemia argun*, deren Frucht zuerst aus altägyptischen Gräbern bekannt geworden ist. —